



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schacht, R.: Der Brüsseler Boulevard während des Krieges

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Brüsseler Boulevard während des Krieges

Von Dr. R. Schacht



Wenn man vom Brüsseler Boulevard spricht, so versteht man darunter weniger jene prächtige Promenade, die, der früheren Umwallung folgend, vom Nordbahnhof ansteigt zum Botanischen Garten und sich an Schloß und Justizpalast vorbei bis zum Haler Tor erstreckt, sondern vorzugsweise die breite, im wesentlichen in den siebziger Jahren geschaffene gerade Verbindungsstraße zwischen Nord- und Südbahnhof. Als Straße an eigenartiger Schönheit und Geschlossenheit mit den Pariser Boulevards, schon weil ihr die Bäume fehlen, nicht zu vergleichen, ist sie in Friedenszeiten durch das Nebeneinander von Internationalität und dem aus jeder Seitenstraße dazwischenbrodelnden provinziästädtischen Kleinleben für den Beobachter von eigenartigem Reiz. Die Unterschiede aber, die dieses Bild im Vergleich mit dem jetzigen Anblick des Boulevards aufweist, bilden einen guten Maßstab für die Veränderung, die mit der Stadt während des Krieges vor sich gegangen ist.

Das erste, was einem jetzt auffällt, gleichsam ein Symbol dafür wie die Lebensmittelfrage unabweislich alle anderen Bedürfnisse zurückdrängt, ist die für eine Prunk- und Verkehrsstraße gewiß ganz ungewöhnlich große Zahl von — Schlachter- und Wurstwarenläden. Wie man auf den ersten Blick sieht, handelt es sich fast durchweg um neu eingerichtete blühende Großbetriebe. In geschickt aufgemachten Schaufenstern wird hier durch große gleichförmige Massen ein die Kauf- und Gflust anregender Überfluß vorgetäuscht, der in Wirklichkeit leider nicht vorhanden ist. Denn schon die Auslage der jüngsten dieser Niederlagen mit dem bezeichnenden Namen „Chacuterie naturelle (!) du bon vieux temps“ belehrt uns, daß die leckere Aufmachung z. B. der vorgekochten Schüsseln und kalten Platten zwar geblieben ist, daß aber die Preise mindestens das Dreifache gegen Friedenszeiten betragen, während bei Schinken, Speck, Würsten und dem riesigen Schmalzgebirge in ihrer Mitte — schon seit Monaten — die Preise weggelassen sind, weil sonst einfach überhaupt kein Mensch mehr einen Fleischerladen betreten würde. Wenn also hier und da in der deutschen Tagespresse behauptet worden ist, in Belgien herrsche noch gewaltiger Überfluß, so beruht das auf ganz oberflächlicher Orientierung. In Wirklichkeit ist die Bevölkerung durch das im Einvernehmen mit dem bisher spanisch-amerikanischen Hilfskomitee arbeitende Comité National genau so rationiert wie in Deutschland, und von der Einführung der Fleischkarte hat man nur deswegen absehen müssen, weil bei einer

gleichmäßigen Verteilung die auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Nation so lächerlich gering sein würde, daß man von Fleischnahrung überhaupt nicht sprechen könnte. Auch sonst kann man nicht gerade behaupten, daß die Engländer sich für ihre belgischen Freunde in Stücke rissen, und es ist bezeichnend für die Stimmung im Lande, daß neulich ein hitziger Kopf in einer eigens den Lebensmittelwucher bekämpfenden Wochenzeitung vorschlagen konnte, die „Commission for Relief in Belgium“ in „Commission for to hinder the Belgians to starve“ umzutaufen.

In einem Papierladen mustern wir die ausgehängten Karikaturen, mit denen sich ein paar flotte Zeichner durch den Krieg helfen („Plus que lard monte, l'art descend!“). Sie sind der Ausdruck eines gewissen, echt großstädtischen Galgenhumors, der sich über die kleinen und in ihrer Menge und langen Dauer doch so peinlich empfundenen Nöte des Alltags hinwegzuhelfen sucht. Da ist ein Ofen, der sich aus Verzweiflung über die Kohlennot aufgehängt hat, ein heiteres Stück zu dem wirklichen Bild, das man gelegentlich auf der Straße sehen kann: Frauen aus dem Volke, die mit der Hand vereinzelte von einem Kohlenwagen heruntergefallene Stückchen vom Fahrdamm auflesen, oftmals und auch nach dem kleinsten Brocken wie nach einer Kostbarkeit sich bückend. Da ist der in allen Couplets auf das heftigste mitgenommene Butterhamster, da ist die Kartoffel als Museumsgegenstand und das Stück Zucker als Busennadelstein des Millionärs. Da ist endlich auch der charakteristische Streit um die „Zeiten“. Bekanntlich hat die deutsche Verwaltung in Belgien und Nordfrankreich für die hier vor dem Kriege geltende west- die mitteleuropäische Zeit eingeführt, und alle öffentlichen Uhren zeigen diese Zeit, mit der auch alle öffentlichen Anschläge von Theatern usw. rechnen müssen, an. Trotzdem aber versteift sich der Belgier aus Patriotismus darauf, nach seiner alten Zeit weiter zu rechnen, seine Privatuhren gehen gegen die öffentlichen unentwegt eine Stunde nach, und es ist keine Verabredung möglich, ohne daß man festsetzt, ob man „heure belge“ oder „heure allemande“ (offiziell „heure centrale“) meint. Die größte Verwirrung aber entstand, als man im vorigen Jahre die Sommerzeit einführte. Den Vorteil dieser Änderung vermochten sogar die verstocktesten Patrioten einzusehen, aber da die Änderung von den Deutschen eingeführt war, war es gewissermaßen Ehrenpflicht, wenigstens privatim nicht mitzumachen. Als dann herauskam, daß auch die Entente die Sommerzeit einführte, gab man nach, aber bei „heure belge“ und „heure allemande“ ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Das ganze ist bezeichnend für die oft in lächerliche und unpraktische Kleinfrämerei ausartende Weise des passiven belgischen Widerstandes.

Vor der Auslage der deutschen Buchhandlung mit ihrer recht zufälligen Ansammlung von Sprachführern, Kriegsliteratur und nicht eben durchweg wertvoller Unterhaltungslektüre muß man wieder bedauern, daß der Büchervertrieb in den besetzten Gebieten gänzlich der Privatinitiative überlassen geblieben ist.

Mit einem Staatszuschuß und der beratenden Hilfe von Volkspädagogen, etwa des Dürerbundes, hätte man bei richtiger Organisation weit mehr gute Lektüre verbreiten können, als es anerkannter Weise durch einzelne Organisationen geschehen ist. Auch politische Interessen, z. B. in der Flamenfrage, hätten auf diese Weise eine systematische Förderung erfahren können. Statt dessen ist die größere der beiden deutschen Buchhandlungen in Brüssel jetzt auch noch in belgische Hände übergegangen.

Charakteristisch ist auch, daß im Schaufenster der Buchhandlung — Seife ausliegt. Der Ansässige wundert sich darüber kaum mehr, denn Seife gibt es beinahe überall zu kaufen. Seife neben Käse, Seife im Blumenladen, Seife neben Holzpantinen und Ledertäschchen, Seife im Milchladen. Fast immer von der Art, die acht Tage lang vorhält und dann entweder zu einer steinharten Tonschicht zusammenschrumpft oder zu Sand zerfällt, aber immer Stempel aus der guten alten Zeit aufweist und hübsch blank poliert ist. Wieviel brauchbares Fett trotz aller Wachsamkeit der Behörden, die von Zeit zu Zeit durch Mansarden und Schuppen regelrechte Razzias nach „wildem“ Seifenfabriken abhalten, auf diese Weise infolge der Gelegenheitskaufwut und unangebrachter Sparsamkeit des Publikums vergeudet wird, ist schwer abzuschätzen.

Auf dem Brouckèreplatz legt eine riesige Plakatwand Zeugnis davon ab, daß die Brüsseler Theaterfreudigkeit ungeschwächt fortbesteht. Ist doch das Theater im Gegensatz z. B. zu den jetzt immer mehr verödenen Restaurants das einzige Vergnügen, das abgesehen von einer städtischen Lustbarkeitssteuer, noch nicht teurer geworden ist, und die Brüsseler sind ein dankbares und anhängliches Publikum. Während der wegen alberner politischer Demonstrationen verhängten Abendsperre ging man nachmittags ins Theater, während der Kohlennot sah man in Mantel oder Pelz im Parkett, aber ins Theater ging man, und im Theater läßt man sich sogar „Bocherien“ gefallen, wenigstens wurden die „Lustige Witwe“ und die „Keusche Susanne“ eine Zeitlang als Zugstück gespielt, und das Galerietheater gibt gegenwärtig Sudermanns „Stein unter Steinen.“ Man hat auch schon „Heimat“ und, im flämischen Theater, Hebbels „Maria Magdalena“ gespielt.

Jetzt, auf dem Boulevard Anspach treten die Läden gegen die Restaurants und Cafés zurück, und wir haben Zeit, das Publikum zu mustern. Die franzzösierten Typen von ehemals: die feine schlanke Dame mit den hellen Sphingaugen und ihr Partner, der schwächliche dunkle oder „keltisch“ blonde elegante Herr mit gepflegtem Vollbart sind selten geworden, dafür treten die eigentlichen Brüsseler mehr hervor: unter den Männern am häufigsten ein rotgesichtiger, etwas viersehrötiger Typus mit Bürstenhaaren und starkem Schnurrebart und um die feisten Wangen einen urwüchsig genießerischen Zug, energisch, etwas lärmerrisch und turbulent, sehr beweglich und leicht vom Augenblick zu Worten inspiriert, deren Tragweite er morgen schon wieder vergessen hat, und in drei Abstufungen die Frauen: das frische Mädchen aus dem Volk mit prallen roten

Baden, weißen starken Zähnen, tiefblauen Augen, langen gebogenen Wimpern und einer wirren Ponyfrisur, kreischend und prustend, lebhaft und sinnlich, dann die fette, aufgepuzte schlecht gepuderte Emporkömmlingsmadame mit Brillantohrringen und endlich die häufigste Boulevardtype: kurzer Faltenrock, hohe helle Stiefel, einen weiten, gut geschnittenen Mantel, den Hals in Pelz eingewickelt, mit vollen roten (nicht immer ganz echten) Lippen, einem hübschen weichen Näschen, runden frischen Wangen, großen, blanken, ein wenig vortretenden, von kräftigen Brauen ausdrucksvoll überwölbten Augen und vor dem zierlich und fest geformten Ohr unter dem kleinen enganliegenden kleidsamen Hut hervor ein paar sorgfältig berechnete Wirrlöckchen. Das liebt und flirtet, schiebt Schmucksachen und Lebensmittel, Möbel und Kunstgegenstände, schimpft auf die Deutschen, tyrannisiert sich untereinander, sehnt das Kriegsende herbei und lebt mit glücklichem Leichtsinne in den Tag hinein.

An der jetzt geschlossenen Börse trompeten die Zeitungsverkäufer ihre wilden und klingenden Rufe in die Straßen. Jetzt, während der Kämpfe im Westen haben sie gute Tage, denn der Belgier hofft nach wie vor auf „Befreiung“ und diskutiert, sich am Reden berauschend, in den Cafés eifrig die Chancen der Entente. Die Schadenfreude der Brüsseler bei jedem, wenn auch noch so geringfügigen Rückschlag der deutschen Sache, ist unbeschreiblich. Auf dem Lande und in kleineren Städten, wo man zum Teil selber Granaten hat sausen hören, wo noch hier und da ein paar zerstörte Häuser an den wüsten Traum von 1914 erinnern, denkt man über einen Rückzug der Deutschen anders und möchte mehr Hoffnungen auf die Blockade, denn auf die Kriegsoperationen der Entente setzen.

Am leichtesten tut sich wie überall so auch in Brüssel das einfache Volk, das sich ohne Nachdenken an den Moment hält und, wenn es nicht aufgehebt wird, im Gegner viel mehr den Menschen als das verkörperte Prinzip sieht. Biegt man des Abends hinter der Börse vom Boulevard in eine Seitengasse ein und betritt das riesige Lokal „Brugelles-Kermesse“, wo in dickem Tabak- und Bierdunst bei rauschender Musik und grellem Licht Belge und Boche einträchtiglich und oft genug Arm in Arm beieinander sitzen, wo die Belgier deutsch, die Feldgrauen französisch lernen, wo vom Krieg nicht gesprochen und von Feindschaft keine Rede ist, so fragt man sich einen Augenblick lang, ob nicht die Regierungen viele Fragen aus Prinzipienreiterei ganz unnütz komplizieren. Aber dann denkt man wieder an in Restaurants aufgefangene Privatgespräche zwischen deutschen und belgischen Beamten für und wider die belgische Neutralität, in denen jeder unentwegt auf die Äußerungen der eigenen Regierung schwört und keiner den andern zu überzeugen vermag, und sofort weiß man wieder, daß es in diesem Krieg um andere Dinge als dumpfen Genuß geht, aber auch, daß nicht Diplomatenkünste über das Schicksal Belgiens entscheiden werden, sondern nur die Gewalt der militärischen Tatsachen.